

BARBARA KRUG-RICHTER, RUTH-E. MOHRMANN (HRSG.): Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 65). Köln – Weimar – Wien: Böhlau-Verlag 2009. VI, 315 S. ISBN 978-3-412-22906-1. Geb. € 44,90.

Universitäten haben sich seit ihren Anfängen darum bemüht, *universitas* nicht nur im Hinblick auf das Wissen, sondern auch im Hinblick auf die »Gemeinschaft« – *universitas* als in sich geordnete Personengruppe – zu verkörpern. Diese *universitas* spiegelt sich nicht nur in den Bemühungen, Rechtssicherheit in den Rechtsräumen, in welchen der Rektor, in jedem Fall die Universität als Korporation, Rechtshoheit besitzt, zu erreichen, sondern auch zu erhalten.

Die Lebensordnung der Mitglieder der Universität wird durch mannigfache Einflüsse bestimmt. Der vorliegende Band zeigt, dass diese Lebensordnung im 13., 14. und mancherorts auch noch im 15. Jahrhundert den monastischen Lebensordnungen nahe verwandt ist, sich im ausgehenden 15. Jahrhundert jedoch in vielerlei Hinsicht emanzipiert. Dennoch aber bleibt die »Distinktion« gegenüber anderen Gruppen der Gesellschaft aufrecht. Die *societas universitatis* bildet – dem Ideal nach – den Rahmen dafür, sich als Lehrender und Lernender der *universitas scientiae* zu widmen.

Die Beiträge im vorliegenden Band zeichnen aus verschiedensten Perspektiven, wie dieser Anspruch in der Frühneuzeit realisiert werden konnte bzw. respektive realisiert werden sollte, dabei aber auch an Grenzen stieß. Akzeptanz und Ablehnung der *societas academica* zeigte sich in vielen Facetten.

Die Einleitung von *Barbara Krug-Richter* stellt die kulturhistorischen Perspektiven vor, wobei sie ausdrücklich darauf hinweist, dass alltagsgeschichtlich verankerte Untersuchungen insbesondere seit den 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts zwar durchaus an der Zahl zugenommen haben, dennoch in den Themen traditionell verankert blieben (2). Nun wird vor allem im Hinblick auf die zunehmende Zahl anstehender »Universitätsjubiläen« weiterhin die institutionsgeschichtliche Untersuchung im Vordergrund stehen, nicht zuletzt, weil viele Universitäten angesichts der Jubiläen sich ihrer Vergangenheit (hoffentlich) bewusst werden. Die zunehmende Bereitschaft, das im Jahrbuch für Universitätsgeschichte (9/2006) aufgezeigte »Potenzial ... einer kulturgeschichtlichen Erweiterung der Fragestellungen« (S. 4) aufzunehmen, zeigt sich im vorliegenden Band.

Hier steht der studentische Alltag sowohl im inneren Gefüge der Universität, als auch im Spannungsfeld zwischen der Universität, den *societas academica* und den *societates* des Lebensumfeldes (Stadt) im Vordergrund verschiedener Untersuchungen.

*Hermann Roodenburg*, zeigt in seinem Beitrag »What are Early Modern Universities for?«, welchen Stellenwert Ausbildung im Reiten, Fechten und Tanzen sowie vor allem die »Grand Tour« neben akademischer Bildung hatte; es handelt sich um seit dem 16. Jahrhundert zunehmend gesellschaftlich akzeptierte und deshalb auch von den Vätern eingeforderte Fähigkeiten, die letztlich die Positionierung der Absolventen in der Gesellschaft erleichtern sollte, weil diese den »codes of civility« entsprachen. Damit übernahm die *societas academica* eine Kultur der Eliten und schuf ihrerseits Erfordernisse für die Eliten.

Die mitunter sehr viel weniger schillernde Welt des durch besondere Normen und Riten gekennzeichneten studentischen Alltags schildern die Beiträge von *Ingrid Matschigne*: »Aspekte der Alltagsorganisation in studentischen Lebensumgebungen am Beginn der frühen Neuzeit«, *Carla Penuti*: »Feindschaft und Zusammenleben zwischen »town« und »gown«. Deutsche Studenten an der Universität Bologna«, *Tina Braun*: »Musik und Tanz in der studentischen Freizeitkultur der frühen Neuzeit. Die Universität Freiburg im 16. und frühen 17. Jahrhundert«, *Holger Zaunstöck*: »Die arkane Kultur der

Studenten und die Emergenz der Denunziation: Halle 1765–1768« und *Ulrich Rasche*: »*Cornelius relegatus* und die Disziplinierung der deutschen Studenten (16. bis frühes 19. Jahrhundert). Zugleich ein Beitrag zur Ikonologie studentischer Memoria«. Der rote Faden ist hier die Behauptung der Studenten den jeweils geltenden Normen ihrer Umgebung gegenüber, wobei hier positive und negative Aspekte vom jeweils formulierten und ausgelebten Anspruch den jeweiligen Rechtsvorstellungen gegenüber geprägt ist. Besonders deutlich wird dies im Beitrag von *Carla Penuti*, in dem in der Überlegung der *Natio Germanica* und das *Collegio Ungaro-Illirico*, »sich wegen der übermäßigen Härte, auf die sie stoßen, gezwungen sähen, abzuwandern und ihren Sitz nach Pavia zu verlegen« (95) sich eher ein »provokativer als realistische[r] Charakter des Vorhabens« (95) widerspiegeln. Die *Natio Germanica* lotete ihre »Möglichkeiten« aus und blieb überdies bis 1798 in Bologna.

Die Beiträge von *Ingrid Matschinegg* und *Tina Braun* skizzieren einerseits den Tagesablauf, und vor allem auch die durchaus vom städtischen Umfeld weniger gern gesehene Präsenz der Studenten, insbesondere dann, wenn diese den ihnen zugemessenen (Rechts-)Raum überschritten. In diesen Untersuchungen, vor allem im Beitrag von *Holger Zaunstöck*, wird deutlich, welcher Stellenwert dabei der Selbstregulierung durch Denunziation zukommt, ein Phänomen, das auch davor, wenn auch nicht so benannt, immer wieder in der Interaktion zwischen Universität und Obrigkeit zu beachten ist.

Die Frage nach dem Geschlecht wurde in der Universitätsgeschichte unter diesem »Schlagwort« selten behandelt, ist aber auch die Tatsache begründet, dass die vormoderne Universität durch den Ausschluss von Frauen gekennzeichnet ist. *Alexandra Shepard*: »Student Masculinity in Early Modern Cambridge« behandelt das Spannungsfeld zwischen »male exclusivity« und »marginalisation of women« (57). Dennoch zeigt sich im »clash of courtly and scholarly cultures« (67) die mitunter nötige Akzeptanz der gesellschaftlichen Codes der jeweils anderen Gruppe. Die Frage der Lebens-Karriere spielt hier, wie auch im schon skizzierten Beitrag von *Hermann Roodenburg*, eine erhebliche Rolle. Diese Rolle wird im Professorengrabmal, *Stefanie Knöll*: »Vom Ruhm des Geistesadels. Professorengrabmäler in Oxford, Leiden und Tübingen« für die Nachwelt deutlich. Die Leichenpredigt verankert den Verstorbenen nicht zuletzt durch die Aufzählung seiner Verdienste nicht nur in und an der Universität, sondern in der Regel auch im gesellschaftlichen Umfeld. Die Positionierung des Grabmals spiegelt letztlich abermals den korporativen Charakter, sehr viel seltener wird in den besprochenen Beispielen die Position des Verstorbenen in der Gelehrtenengesellschaft aufgrund seiner Darstellung mit Buch oder als Lehrender deutlich. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied etwa zu frühen Gelehrtengrabmälern, wie etwa Bologna etc., vor (277f.).

Der Frage nach der Kleidung im akademischen Alltag geht *Marian Füssel*: »Die gelehrte Kleiderordnung als Medium sozialer Distinktion« nach. Die schon im Titel zum Ausdruck gebrachte Unterscheidung und Abgrenzung spielte eine enorme Rolle, die die Aufklärung zu überwinden trachtete, die aber durch die Einführung einer »Amtstracht« seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (268) eine Renaissance erfuhr. Dass man auch hier über die Stränge schlug, belegt die Diskussion um die Positionierung in der Prozession (1862), die zunächst vorsah, die katholisch-theologische Fakultät »nicht unter die geistlichen, sondern unter die bürgerlichen Korporationen einzureihen«. (270).

*Simone Giese*: »Johannes Messenius, ein schwedischer Gelehrter im Konflikt mit überkommenen Traditionen« stellt ein von Messenius privat geführtes Kollegium für den Adel vor, das diesem von seinen Kollegen und der Universität abgelehnt wurde. Es war aber weniger die Idee des privaten Kollegiums allein, die bekämpft wurde, denn auch sein Gegenspieler Rudbeckius führte ein solches, sondern der Gegensatz der Anforderun-

gen, den man bemerken wollte. Messenius bot vor allem höfisch-weltliche Inhalte, sein Gegenspieler religiös-humanistischen Unterricht. Letztlich steigerte sich der Zwiespalt, was sogar zu Unruhen in Uppsala führte; das Konfliktpotential animierte die Studenten zu bewaffneten Auseinandersetzungen (241f.). Die Professoren wurden versetzt; Rudbeckius wurde Hofprediger, Messenius Leiter des Reichsarchivs.

Die Realität der Waffen an den Universitäten stellte ein erhebliches Konfliktpotential auch zwischen Universitäten und städtischen Obrigkeiten dar. Mantel und Degen dienten aber auch der Identität und als Mittel der Selbstdarstellung, wie im Beitrag von *Elke Liermann*: »Mit Mantel und Degen. Studentisches Fechten im frühneuzeitlichen Freiburg/Breisgau« deutlich wird. Das gelehrte Fechten nach der deutschen oder der italienischen Schule wurde innerhalb der Gruppen trainiert. Die gesellschaftliche Ordnung der Universität mit allen Fragen von Vorrang und Nachrang, die durch die Stände in die universitäre Gemeinschaft Eingang gefunden hatten, führten zum »Duell« und letztlich zur Frage nach Satisfaktionsfähigkeit, die aber nicht vor Ende des 18. Jahrhunderts thematisiert wurde.

Die Beiträge behandeln aus verschiedensten kulturhistorischen Fragestellungen die Interaktion der Universität mit ihrem Umfeld und wurden damit der in der Einleitung formulierten Absicht gerecht. Der sorgfältig redigierte Band, der zwar bedauerlicherweise kein Register aufweist, leistet einen wesentlichen Beitrag für das Forschungsfeld Universitätsgeschichte von 1500–1800.

*Meta Niederkorn-Bruck*

DANIEL JÜTTE: Das Zeitalter des Geheimnisses. Juden, Christen und die Ökonomie des Geheimen (1400–1800). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011. 420 S. ISBN 978-3-525-30027-5. Geb. € 54,95.

Der ganz außerordentliche Wert dieser mehrfach preisgekrönten Arbeit (Dissertation an der Universität Heidelberg) ist schon dadurch unterstrichen, dass sie kurz nach Erscheinen eine zweite Auflage erlebte und der Verfasser sofort zum Senior Fellow an die renommierte Harvard University berufen wurde, nach Lehrtätigkeit zuvor an der Universität Heidelberg.

Ziel war der Nachweis, dass »sich im Falle des frühneuzeitlichen Judentums [zeigt], daß die Ökonomie des Geheimen nicht nur bemerkenswerte Zwischenräume zwischen Minderheit und Mehrheitsgesellschaft zu generieren vermochte, sondern auch ein ausgeprägtes ökonomisches Potential aufwies. Die Ökonomie des Geheimen [...] bot Chancen für beträchtliche Handlungsspielräume.« (369) Damit kündigt sich für die Strategie der Arbeit eine innovative, außerordentlich produktive Methodik an: die durchgängige Perichorese von Kultur-, Wissens- und Wissenschaftsgeschichte mit dem, was man gemeinhin Jüdische Studien nennt. Der Preis dafür war eine ab ovo auf umfangreiche Archivrecherchen angelegte Forschungsstrategie von geradezu überwältigender Kompetenz, nicht zuletzt in sprachlicher Hinsicht. Dass gleichwohl eine gut, in vielen Partien glänzend geschriebene Darstellung dabei herausgekommen ist, bestätigt man dem Autor gerne.

Die Kap. I bis III kann man ebenso lesen als minutiöse Rechenschaft des Autors über sein Methoden- und Gegenstandsbewusstsein wie als hochdifferenzierte Hinführung auf die (Haupt-)Kap. IV, in dem das Stichwort »Ökonomie« quasi systematisch plausibilisiert, und V, in dem es mit der Illustration am »Fallbeispiel« (16, 306) des geborenen Mantuaners (?) Abramo Colorni (ca. 1544–1599) stringent belegt wird.

Ökonomie des Geheimen meint: »der in seiner wirtschaftlichen Bedeutung nicht zu unterschätzende Handel mit Geheimnissen bzw. [...] die Bedeutung von Juden für